

Zeichen der Verwurzelung

Gespräch mit Generalsuperintendent Hans-Ulrich Schulz

Hans-Ulrich Schulz ist Generalsuperintendent des Sprengels Neuruppin in der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz.

Das Gespräch führten Eva Gonda und Bernd Janowski.

Herr Schulz, als Generalsuperintendent stehen Sie fast jede Woche an einem anderen Ort auf der Kanzel, häufig auch aus besonders schönen Anlässen, wenn zum Beispiel renovierte Kirchen wieder in Gebrauch genommen werden. Haben Sie eine Lieblingskirche?

Ich habe Predigtamt, gottesdienstliche Aufgaben an zwei Kirchen, die mir viel bedeuten: an der Nikolaikirche in Potsdam und an der Klosterkirche in Neuruppin. Im übrigen fühle ich mich überall im Brandenburgischen zu Hause, häufig auch in den kleinen Dorfkirchen. Natürlich sind mir die Kirchen in der Prignitz, in denen ich früher tätig sein konnte – meine erste Pfarrstelle war in Premslin –, besonders ans Herz gewachsen. Eine Kirche im Havelland, die mir immer viel bedeutet hat, ist die kleine Kirche in Ketzür.

Wir hatten jetzt gerade ein Kulturland-Jahr unter dem großen Thema „1.000 Jahre Christentum in Brandenburg“. Ist denn heute überhaupt noch zu spüren, dass Brandenburg christliche Wurzeln hat? Von einem christlich geprägten Land wagt man schon gar nicht mehr zu sprechen...

Ich meine, ja. Und ich widerspreche entschieden dem Stereotyp von der „spirituellen Wüstenlandschaft“. Sprechen wir eher von einer „religiös gemäßigten Zone“. Und das sage ich mit Sympathie, nicht abwertend. Einer meiner Vorgänger hatte mal formuliert, die „Mark Brandenburg habe heftige religiöse Erweckungen nicht gekannt“. Vielleicht liegt es an dieser Streusandlandschaft, dass wir nicht zu Übertreibungen neigen, nicht zum Übereifer, was auch seine guten Seiten hat. Hier haben eben weniger Hexen gebrannt als in anderen religiösen Landschaften.

Was die Kulturlandkampagne betrifft: Die gute Resonanz hat mich wirklich überrascht. Vor allem, dass sich die Menschen eben nicht nur für die gebauten, gemalten und komponierten Glaubenszeugnisse interessieren, sondern durchaus auch für den Glauben selbst. Es ist zu spüren, dass wir als Kirche schon wieder in einer neuen Umwelt leben: nicht mehr kalte Ablehnung, nicht mehr laue Beliebigkeit, sondern eher eine Erwartungshaltung. Wir sehen uns mehr und mehr in der Pflicht, über den Glauben Auskunft zu geben. Der einst so populäre Vorwurf „Die Kirche vertröstet die Leute aufs Jenseits“ scheint mir verstummt. Vielleicht, weil man inzwischen begreift, dass die Diesseits-Vertröstungen alle ziemlich brüchig sind. Es müsste deshalb unsere große Sorge sein, ob wir wirklich Brot in den Taschen haben, ob auch wirklich Substanz da ist. Die Kritik an der Kirche richtet sich heute eher in diese Richtung: Habt ihr überhaupt das, was wir nachfragen?

Sie sprechen von Erwartungen der Menschen an die Kirche und der Verpflichtung, ihnen gerecht zu werden. Aber wie sehen Sie die Situation der Kirche in Brandenburg, vor allem im ländlichen Raum, in zehn oder zwanzig Jahren?

Kirche soll den Menschen nahe sein; Kirche kann auch im Dienste der Beheimatung stehen. Aber es sind auch einige Abstriche unvermeidbar. Die Vorstellung eines dichten flächendeckenden Netzes von kirchlicher Infrastruktur und kirchlichem Personal ist in den dünn besiedelten Gebieten schon jetzt obsolet. Ich stelle mir vor, dass Kirche bei den Menschen bleibt, indem es Inseln von Kirchlichkeit gibt, zu denen die Menschen Zugang haben. Die gewohnte und liebgewonnene flächendeckende Betreuungsstruktur wird nicht zu halten sein. Aber dass Kirche bei den Menschen bleibt, in einer anderen Gestalt, in einer anderen Form, davon bin ich überzeugt.

Also Regionaleinrichtungen der Kirche, wo sich Gemeinden dann zentral begegnen...?

Wir können im Brandenburgischen ja sogar auf ein Modell von gelungener Kirchlichkeit zurückgreifen. Es gab zum Beispiel so etwas wie spirituelle Zentren in den Klöstern. Und möglicherweise ist das eine Vorgabe.

Trotzdem hatte neben diesen spirituellen Zentren jedes Dorf seine Kirche.

In manchen Landesteilen, zum Beispiel in der Uckermark, wird überlegt, das seit Jahrhunderten bestehende Parochialsystem aufzubrechen oder ganz aufzuheben und einige wenige geistliche Zentren zu erhalten. Wird es irgendwann weiße Flecken auf der kirchlichen Landkarte geben? Sie kennen es ja sicher mit am besten, dass in dieser eher lauen Kirchlichkeit der Brandenburger sagt: Entweder gehe ich in meine Kirche oder gar nicht.

Ja, und ich denke, mental wird das die größte Herausforderung sein, hier etwas zu bewegen. Aber: Der sicherste Weg, die Präsenz der Kirche gegenüber den Menschen aufzugeben, wäre, alles zu lassen, wie es ist. Aus meinen und Ihren Erfahrungen wissen wir, dass Menschen Erstaunliches auf die Beine stellen, um ihre Kirche zu erhalten. Das sind Zeichen, dass sie sich die Gegenwart des Wortes auch ein Stück erkämpfen. Ein Dorf, das sich selbst nicht aufgibt, erkennt man daran, dass es die Kirche nicht aufgibt. Und wo immer das geschieht, muss uns gar nicht bange sein. Aber es gibt eben auch andere Gebiete, in denen einfach keine Menschen mehr da sind. Und damit haben wir zu kämpfen.

Präsenz der Kirche gegenüber den Menschen – könnte sie etwa auch so aussehen, wie die Kirchenzeitung die bewusst zugespitzte Vision einer Pfarrerin zitierte: Pfarrer müssten in Zukunft vielleicht nicht Angestellte der Kirche sein, sondern könnten auch freiberuflich arbeiten und die Gemeinde entscheide dann, für welche Dienste sie sich einen Pfarrer vom freien Markt holt. Oder entsprechend einer Karikatur: ein Pfarrer mit Talar und mit einem Bauchladen, darauf steht: Bockwurst, Cola, Sakramente...

Einer Kirche, die auf dem freien Markt spirituelle Bedürfnisse irgendwelcher Art bedient, der könnte ich natürlich nicht das Wort reden. Das ist eine reale Gefahr, aber kein Zukunftsmodell. Das wäre eine Entwicklung, die mir eher Angst macht.

Dass Kommerz nicht alles ist, scheint den Menschen immer mehr bewusst zu werden, und sie suchen zunehmend nach wirklichen Werten. Das ist eine Chance, vor allem aber eine große Verantwortung für die Kirche.

Ganz offensichtlich haben die Menschen es satt, dauernd und gezielt auf Produzent und Konsument reduziert zu werden, und sie suchen nach einer spirituellen Lebensgrundlage. Das muss die Priorität der Kirche sein. Und dann bin ich auch überzeugt, dass sich wieder entsprechende Strukturen finden. Wir lösen die anstehenden Probleme nicht, wenn wir zuerst die Strukturfragen lösen und eine Betreuungsstruktur aufrecht erhalten. Wir müssen die entscheidende Frage stellen: Was ist denn heute eigentlich dran?

Wie wichtig aber diese Strukturen sind, zeigt doch das Beispiel Wulkow bei Wusterhausen: Die Kirche wurde aufgegeben. Der Kirchenkreis plädierte für eine Fusion mit der Nachbargemeinde und die Streichung von Wulkow aus dem Bedarfsplan. Daraufhin traten etliche im Dorf aus der Kirche aus. Das Kirchengebäude wurde von der Kommune übernommen und liebevoll saniert. Inzwischen kümmert sich ein Förderverein um die Nutzung. Als die Bitte, dort einen Weihnachtsgottesdienst zu halten, abgelehnt wurde, wurde in Eigenregie eine Andacht am Heiligen Abend gefeiert und alle aus dem Dorf waren da. Es gibt also eine Sehnsucht nach der eigenen Kirche. Die Wulkower waren eben nicht bereit, ins Nachbardorf zu gehen.

Dass es eine solche Gegenbewegung gibt, die unsere gutüberlegten Pläne gerade bei den Gebäudebedarfsplänen immer wieder auch zunichte macht, das muss eine Kirche als Unterströmung des Geistes wahrnehmen und akzeptieren und sich davon herausfordern lassen. Die Kirchenleitungen wollen einen „störungsfreien Betrieb“ aufrecht erhalten, das ist ihre Aufgabe. Und dass das gelebte Leben so dazwischen kommt, dafür müssen wir sensibel bleiben. Wenn es nicht mit der Forderung verbunden wäre, am liebsten in jedem Dorf eine Kirche, in der an jedem Sonntag Gottesdienst ist, in dem drei bis vier Menschen sitzen.... Diesen Zustand kann eine Kirchenleitung, kann auch ein Superintendent nicht als den gottgegebenen Normalzustand akzeptieren.

Das ist klar. Aber sollte das Beispiel der Wulkower nicht Zuversicht für die Zukunft der Kirche vermitteln? Es ist doch toll, dass es solche Leute noch gibt.

Wir haben, gerade mit Blick auf die Kirchbauvereine, einen hohen Respekt vor solchem Engagement und auch eine tiefe theologische Nachdenklichkeit darüber, was sich da überhaupt abspielt: Dass Menschen sich über das Gebäude identifizieren, dass sie die Kirche im Dorf als einen kulturellen Standortvorteil sehen und als unaufgebbar für ihre Heimat-Identität erachten. An dieser Stelle gibt es eine große Nähe zwischen der offiziellen Kirche und den Kirchbauvereinen. Wir sind jetzt gerade dabei, eine Novelle unserer „Orientierungshilfe zur Nutzung von Kirchen für nichtkirchliche Veranstaltungen“ zu entwickeln, und die Abgrenzungen sind nicht ängstlich. Natürlich ist die Kirche für vieles offen, aber niemals neutral.

Die Kirche im Ort bezeugt gelebten Glauben der Menschen über Jahrhunderte. Sie ist Beleg auch der persönlichen Geschichte. In unseren hektischen Zeiten suchen immer mehr Menschen nach Orientierung. Sie sprachen von „Kirche im Dienst der Beheimatung“. Auch für viele Nichtchristen ist das Kirchengebäude Symbol ihrer Heimat, und sie setzen sich

vehement für seine Erhaltung ein. Liegt nicht auch eine Chance darin, dass sich die Kirche öffnet als eine Begegnungsstätte nicht unbedingt nur für die verbliebenen Gemeindeglieder? Unser Papier wird ein richtungweisendes Dokument für solche offenen Kirchen sein. Die vorrangige Nutzung ist natürlich die gottesdienstliche. Und um solche Offenheit überhaupt möglich zu machen und sie nicht in Beliebigkeit ableiten zu lassen, muss der Charakter des Hauses deutlich bleiben. Kirche kann nicht beliebig umfunktioniert werden etwa durch Entfernen der Symbole, des Kreuzes bei einer irgendwie andersgearteten Veranstaltung. Nutzungen, die dem Widmungszweck zunächst fremd sind, die sind möglich. Nutzungen, die dem Widmungszweck entgegenstehen, die sind nicht möglich. Problembewusstsein und eine hohe theologische Aufmerksamkeit der Gemeindekirchenräte sind gefragt. Das ist ein lebendiger Prozess. Für die Differenz zwischen einer kulturellen Veranstaltung und der kultischen Veranstaltung einer anderen Religion muss man ein Gespür haben. Da gibt es ein paar Leitlinien, aber ansonsten ist es eine theologische Tagesaufgabe, die immer neu bewältigt werden muss.

Aber lassen sich denn bei den angesprochenen Strukturänderungen die rund 1.400 Kirchengebäude in Brandenburg überhaupt halten oder wird es in größerem Stil Abgaben, Verkäufe, vielleicht sogar Abbrüche geben?

Also im großen Stil hoffe ich nicht. Insofern kommt mir die Bürgerbewegung „Lasst die Kirche im Dorf“ gerade recht. Ich halte das für eine Gegenbewegung gegen diesen drohenden Trend. Ich kann nicht ausschließen, dass es auch ein natürliches Sterben von Kirchen gibt; die Abgabe von Kirchen an sich ist kein Sakrileg. Wir sprechen von heiligen Räumen, aber nicht von heiligen Steinen. Sofern die Kirche der Seele Raum gibt und die Menschen die Unaufgebbarkeit dieses Raumes verspüren und sich dafür einsetzen, fällt sie auch nicht. Es gibt aber ebenso die andere Situation. Ich habe auch schon der Abgabe von Kirchen zugestimmt, weil ich keine Möglichkeit mehr sehen konnte, dass diese Steine den heiligen Raum noch darstellen können.

In seiner Rede auf dem Evangelischen Kirchbautag 2005 in Stuttgart plädierte Bischof Wolfgang Huber für den Abbruch von Kirchen vor deren widmungsfremder Nutzung. Eine nicht unumstrittene These...

Die Kirche bleibt doch im öffentlichen Bewusstsein immer die Kirche und spricht eine eigene Symbolsprache. Wenn das gebrochen wird, indem dort etwa ein Spielkasino mit dem besonderen Effekt „das war mal eine Kirche“ arbeitet, da würde ich entschieden dagegen sein. Auch bei der Abgabe müsste darauf geachtet werden, dass eine imageschädigende Nachnutzung vermieden wird.

Welche Kriterien sehen Sie für die endgültige Aufgabe eines Kirchengebäudes? Sie sagten, Sie hätten selbst bereits zustimmen müssen...

Ja, zuletzt in Briest nahe der Stadt Brandenburg, wo es keine Gemeinde mehr gibt. Das Kirchengebäude hat doch eine Entsprechung im Haus der lebendigen Steine der Gemeinde. Wenn das Kirchengebäude eine Kulisse ist für etwas, was an diesem Ort nicht mehr da ist, wenn das Kirchengebäude in dem Sinne wirklich zu einer Last wird und wenn in den Menschen sich nichts regt, dann ist zum Beispiel der Verkauf vertretbar.

Nun sind Kirchen in der Regel auch erstklassige Baudenkmäler. Welche Ansprüche haben Sie an den Staat, der den Denkmalschutz ja gesetzlich festgeschrieben hat?

Hohe Ansprüche, die ja unter anderem durch den Staats-Kirchen-Vertrag auch untersetzt sind. Ich würde allerdings nicht nur Staat sagen, sondern Gesellschaft: Wenn Kirchen diese Identifikationspunkte sind, diese Zeichen der Verwurzelung, in denen man Lebensgeschichte und Geschichte des eigenen Volkes lesen und sich dessen vergewissern kann – dann ist das eine Sache der ganzen Gesellschaft. Ein Reflex davon sind die Kirchbauvereine. So sehr die Kirche der gottesdienstliche Raum und der Versammlungsort der Gemeinde ist – sie gehört eben auch dem Volk. Ich habe überhaupt nichts dagegen.

Wir sehen die Gebäude nicht isoliert, sondern eben auch, hoffentlich, als Orte lebendigen Gemeindelebens. – Und wo sie es eben nicht mehr sind, sollte man dann die Bauten nicht in eine Art Wartestand versetzen? Also sie mit relativ bescheidenen Mitteln sichern und schauen, ob in 15 Jahren vielleicht wieder eine lebendige Gemeinde da ist?

Das ist eine sehr, sehr gute, attraktive Idee: Sicherung und Offenlassen einer Zukunftsperspektive, also das Gebäude nicht einfach dem Verfall zu übergeben...

Ganz anders läuft es jetzt im uckermärkischen Strehlow. Dort kaufte eine Agrargesellschaft die Kirchenruine, für deren Sicherung sich seit langem auch der Förderkreis Alte Kirchen

einsetzt. Die Baugenehmigung für einen kompletten Wiederaufbau der Kirche ist bereits erteilt. Ist die Privatisierung von Kirchengebäuden eine Option für ihre Zukunftssicherung? Das würde im Sinne der Erhaltung des Gebäudes und unter der Voraussetzung, dass die Nachnutzung den Widmungszwecken nicht entgegenläuft und die Symbolsprache nicht vollkommen umgedreht wird, auch eine Möglichkeit sein.

Auf den ersten Blick hat das aber doch einen seltsamen Beigeschmack. Es könnte der Eindruck entstehen, der Betreiber der Agrargesellschaft baut sich hier wieder eine Patronatskirche auf...

Oder, positiv gesagt, er lässt das Sterben dieser Kirche nicht zu. Ich sage mal ein gefährliches Wort: Wir entgehen einer Zweideutigkeit nicht prinzipiell an dieser Stelle. Wir müssen mit dieser Zweideutigkeit, im guten Sinne dieses Wortes, auch produktiv und kreativ umgehen. So werden wir wahrscheinlich immer mal wieder Einzelfälle haben, die keineswegs den Beifall aller finden, aber die im Sinne dieses produktiven Umgangs mit der Zweideutigkeit entschieden werden müssen. Also gilt im Fall Strehlow, nicht nur weil uns nichts anderes übrig bleibt: Das ist auch ein Weg, diese Kirche zu erhalten.

Für manche Gemeinden ist es nicht einfach, die Hilfe von Nicht-Christen anzunehmen, die in den Kirchbau-Fördervereinen oft sehr engagiert tätig sind. Wenn uns da die Atheisten neue Ziegel aufs Dach bringen, die müssen doch irgendwelche bösen Hintergedanken haben... Sehen Sie diese Zusammenarbeit als Chance oder auch als Gefahr der „Unterwanderung“? Manche Pfarrer haben da Probleme.

Es ist nicht einfach. Sie werden ja auch von einer Stelle aktiviert, von der sie es nicht vermuten konnten. Mit der Leidenschaft für die Kirche im Dorf – gibt es da eigentlich ein reines, ein pures Motiv? Wir wollen dem Herren das Haus erhalten... Oder sind nicht immer, in der ganzen Kirchengeschichte, die Motive auch kritisch gewesen? Auch mit eitlen Ambitionen? Wir sind nicht die Richter über die Motive anderer Menschen, wenn sie sich um die Kirche kümmern. Zunächst sind das ehrenwerte Motive, auch wenn sie sich nicht unter einem Glaubensbekenntnis versammeln lassen.

Und es könnte auch eine missionarische Chance sein...

Ich nenne das gern ein noch nicht genug bestauntes Phänomen, dass das so ist. Da ist auf einmal eine Kontaktfläche zu gesellschaftlichen Kräften entstanden, die die Kirche so gar nicht vermutete. Insofern ist es eine missionarische Situation. Aus welchem Anlass soll man denn mehr über den Glauben sprechen können, als in der Frage, wozu wir unsere Kirchen brauchen?

Es ist ein Signal der Ansprechbarkeit. Was heißt denn: „Ich glaube“? Mein Glaube ist ja nicht das religiöse Zusatzprogramm zum gelebten Leben, sondern er ist das Leben selbst. Wenn Die Menschen sagen, „das ist doch unsere Kirche“, dann signalisiert mir das auf eine überraschende Weise ihre Ansprechbarkeit.

In einer Zeit, in der alles ökonomisch hinterfragt wird, sind Kirchen die einzig verbliebenen Gebäude, die sich den marktwirtschaftlichen Zwängen entziehen. Trotzdem wird ihre Erhaltung und Instandsetzung kaum in Frage gestellt.

Das ist doch der Charme der Geschichte. Die Kirche muss sich auch mal dem Zweckdenken und dieser Rationalität entziehen. Und das ist ein Stück Poesie. Kein Mensch würde fragen, wozu brauchen wir eigentlich Gedichte, was bringen die. Ein Stück Poesie mitten in dieser materialistischen Zeit...

Kirchen werden zunehmend auch zu Ausflugszielen. Tourismusunternehmen bieten Exkursionen zu Taufengeln und Orgelreisen an. Die Kirche ist der größte Eigentümer an Kunstgegenständen. Besteht die Gefahr, dass Kirchengebäude ausschließlich als Museen gesehen und wertfrei bestaunt werden und dass ihr eigentlicher Ursprung in Vergessenheit gerät?

Wir sollten – im guten Sinne des Wortes – unverschämter ansagen, was die Kirche ist. Natürlich ist das ein Schreckensbild, wenn Leute ohne Gefühl für den Raum mit Badelatschen durch die Kirche schlurfen und dabei noch ihr Eis essen. Dann muss man ihnen eben sagen, dass sie sich hier in einem anderen Raum befinden. Das können die Menschen von sich aus nicht mehr wissen. Das gilt auch bei bestimmten Konzerten: Wenn ein Oratorium aufgeführt wird, kann man doch sagen, wozu es sich handelt und dass nicht einfach ein Unterhaltungsprogramm für gehobene Ansprüche läuft. Hier sollten wir die Deutungshoheit über den Raum deutlicher wahrnehmen. Ich bin überzeugt, dass die Menschen dafür ansprechbar sind.

Andererseits will man Besuchern die Schwellenangst nehmen...

Das ist eine ganz spannende Frage, ob unsere übereifrige Niederschwelligkeit wirklich gut ist. Der Raum darf auch etwas Fremdes behalten, etwas in einem guten Sinne Anstößiges, etwas Anderes. Es ist eben nicht die Bahnhofshalle, nicht das Kaufhaus, es ist die Kirche. Und das muss nicht sofort wegdiskutiert werden oder so niederschwellig werden, dass das Besondere verloren geht. Etwas Besonderes darf bleiben.

Schließlich noch eine Frage, die nicht vordergründig den Kirchenbau betrifft: Es gibt viele Gemeinden und Vereine, die sich wieder für die Restaurierung ihrer Orgeln einsetzen. Und die protestantische Kirche ist reich an einer wundervollen Tradition in der Kirchenmusik. Ist es nicht traurig, dass mit der fortschreitenden Stellenstreichung im Bereich der Kirchenmusik etwas verloren geht, was wahrscheinlich so nie wiederkommen wird?

Ein weites Feld... Wir haben immer noch eine wunderbare Orgellandschaft und unglaubliche Aktivitäten in der Kirchenmusik. Und wir erreichen auf diese Weise sehr viele Menschen, die sonst nicht zu erreichen sind. Was ist denn Gottesdienst? Luther sagt: Der liebe Herr Jesus spricht zu uns selbst sein heiliges Wort und wir antworten mit Gebet und Lobgesang. Also ein Dialog auf Augenhöhe. Wenn das Wort stehen bleiben soll, darf der Lobgesang nicht verstummen. Das ist die besondere Bedeutung der Kirchenmusik. Wir müssen darauf achten, dass dieser Dialog auch bestehen bleibt und die Konzentration auf das pure Wortgeschehen nicht so weit geht, dass der Lobgesang verstummt.

Unsere letzte Frage betrifft die Zusammenarbeit zwischen lokalen Fördervereinen und Kirchengemeinden. Welchen Rat würden Sie den Gemeinden geben und welchen den Vereinen?

Angstfrei und selbstbewusst aufeinander zugehen. Kirchengemeinden sollen sich ihrer Verantwortung für das Kirchengebäude bewusst sein und gerne Assistenz in Anspruch nehmen, wo die Kirche nicht nur einfach als Gebäude stehen bleibt, sondern der Horizont kirchlicher Werte dadurch erweitert wird. Und den Kirchbauvereinen möchte ich ernsthaft für ihr Engagement danken.

Wir danken Ihnen für das interessante Gespräch.